

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 52 (1972-1973)
Heft: 1: Protest und Dialog : zum Jugendproblem heute

Artikel: Zwischen Utopie und Institutionen
Autor: Wysling, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-162738>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwischen Utopie und Institutionen

Der überforderte Mensch

Das Unbehagen, das viele Jugendliche – und nicht nur sie – in unserer Zivilisation empfinden, hat in den letzten Jahren zu dem geführt, was man schon als den «Aufstand der Jugend» bezeichnet hat. Wodurch sich diese Jugend herausgefordert sieht und wen sie ihrerseits herausfordert, soll hier aus der Sicht eines Lehrers gezeigt werden, der sich im täglichen Umgang mit Gymnasiasten und Studenten über deren Motive vielleicht ein genaueres Bild machen kann als ein Aussenstehender.

Die industrielle Revolution hat unsere Umwelt und unsere Lebensformen verändert. Mit der seit einigen Jahrzehnten sich durchsetzenden Automation ist sie in ein Stadium getreten, in dem sich diese Veränderungen beschleunigt und mit verschärfter Wirkung abspielen. Die Übermaschinen, die heute eingesetzt werden, sind in der Lage, höchst komplizierte Produktions- und Verteilprozesse zu steuern. Ein weltumspannendes Verkehrsnetz und immer leistungsfähigere Übermittlungssysteme ermöglichen es uns, bald an jedem Punkt der Erde gleichzeitig dabei zu sein und damit jene simultane Ubiquität zu verwirklichen, die für Leibniz noch ein Denkeperiment gewesen ist.

Die Auswirkungen der fortschreitenden Technisierung auf den Menschen sind kaum zu überblicken. Die Funktionalität der Technik überträgt sich als Forderung auf den Menschen. Er wird zum Funktionär in einem Apparat, der auf Norm und Tempo ausgerichtet ist. Dabei ist er in seiner Einmaligkeit als Individuum nie ganz konform, lässt sich also nicht mit der wünschbaren Genauigkeit in den Arbeitsprozess einordnen. Sein Auffassungsvermögen und seine Arbeitskapazität sind unterschiedlich, von Mensch zu Mensch und von Stunde zu Stunde: Er ist von Stimmungen abhängig, zeigt Ermüdungserscheinungen, braucht Schlaf, und er stirbt manchmal vor der Zeit, zu der er nach statistischen Berechnungen zu sterben berechtigt ist. Sein Produktionsvermögen lässt sich so wenig exakt einplanen wie jenes der Natur, die sich mit ihrem Gesetz des langsamen Werdens und mit ihrer Abhängigkeit von unberechenbaren Faktoren (Wetter usw.) dem planwirtschaftlichen Denken immer wieder entzieht. Kurz, der Mensch vermag den Anforderungen des technischen Zeitalters nicht zu genügen, er ist hoffnungslos veraltet. Man hat schon von der «prome-

theischen Scham» gesprochen, die der Mensch gegenüber seinem Geschöpf, der fehler- und pausenlos arbeitenden Maschine, empfinde.

Die Produktionsmaschinerie wird durch die wirtschaftlichen Interessen der Arbeitgeber – es handle sich nun um private oder den Staat –, aber auch durch die Interessen der Arbeitnehmer noch mehr angekurbelt. Die Werbung erfüllt nicht mehr nur informative Aufgaben, sondern sie hat neue Bedürfnisse zu wecken. In allen Industrieländern zeigt sich das gleiche: Längst konsumieren wir mehr, als wir brauchen. Damit die Produktion läuft und läuft, werden die Waren nicht mehr auf langfristigen Gebrauch, sondern auf den Verschleiss hin gebaut. Auch wer zum Beispiel der freien Marktwirtschaft alle Chancen einräumt, hat seit einiger Zeit den Eindruck, sie könne sich nicht mehr selbst kontrollieren. Will ein Unternehmer den Konkurrenzkampf durchstehen, dann muss er sich dem Kult der *efficiency* und der Anbetung der Wachstumsrate anschliessen. Freiheit scheint sich damit in Notwendigkeit pervertiert zu haben. Zudem muss gefragt werden, ob nicht in einer von Natur aus begrenzten Welt dem Wachstum Schranken gesetzt seien.

Flucht und Attacke

Bei vielen Jugendlichen zeichnen sich nun immer deutlicher nonkonformistische Tendenzen ab. Sie suchen sich den geschilderten Verhältnissen zu entziehen oder gegen sie anzukämpfen. Man kann damit zwei *Extremreaktionen* unterscheiden: die Evasion und den Protest.

Unter *Evasion* verstehen wir den Versuch, aus dem zivilisatorischen Apparat zu entweichen. Es gibt dazu verschiedene Wege. Viele suchen die Welt und sich in Pop- und Haschräuschen zu vergessen. Dadurch werden keine Probleme gelöst, aber neue geschaffen. Andere machen das Experiment der «grossen Weigerung». Sie verzichten, so gut es geht, auf Konsum und versuchen als Kinder in Armut und Liebe zu leben: Sie wollen das Paradies verwirklichen. Der amerikanische Soziologe Robert K. Merton hat dafür das Wort «retreatism» geprägt. Die fundamentale Skepsis gegenüber der industriellen Zivilisation und ihrem Leistungsstreben soll nicht in der Aggression, sondern in der Weltflucht ihren Ausdruck finden. Die Pilgerzüge nach Indien zeigen, dass vielen dabei eine Art romantischer Morgenlandfahrten vorschweben. Die Hesse-Renaissance in Amerika und nun auch in Europa ist ein weiteres Symptom dafür. Faustischer Tätigkeitsdrang soll durch Meditation, selbst durch yoga-ähnliche Praktiken, abgelöst werden. Der religiöse Aspekt solcher Bewegungen wird noch deutlicher in der jetzt modisch gewordenen Jesus-Verehrung: Jesus, der Arbeit und Eltern verlässt, mit andern Untätigen als Gammler durch die Welt zieht, im Tempel gegen seine

Lehrer auftritt und schliesslich ein Opfer der Staatsjustiz wird. Aus der Untergrundlyrik ist zu ersehen, wie sich religiöse Motive mit sozialen verbinden. Die Hippies und ihresgleichen weigern sich, an der Zivilisationsmaschinerie mitzuarbeiten; sie möchten die Welt durch ihre Passivität, durch ihr Abseitsstehen zur Selbstbesinnung zwingen.

Die andere Haltung ist die des *Protests*. Sie ist Sache vor allem von jugendlichen Aktivisten, die von den gesellschaftlichen Systemen in Ost und West enttäuscht sind und gegen die kapitalistische wie gegen die sowjetkommunistische Technokratie protestieren. Sie gehen dabei auf den jungen Marx zurück, wollen den Menschen aus seiner Abhängigkeit vom Apparat befreien und ihn mit Hilfe einer Revolution in das Paradies der staaten- und klassenlosen Gesellschaft überführen. Wie diese Endgesellschaft im einzelnen aussehen soll, haben sich nur wenige überlegt. Diese wenigen arbeiten mit verschiedenen utopischen Modellen, die gegenwärtig noch in sich und untereinander widersprüchlich sind, aber alle das *eine* gemeinsam haben: dass sie einen radikalen Neuansatz und damit die radikale Zerstörung der bestehenden Ordnungen verlangen.

Die Brisanz utopischen Denkens

Von solchen Utopien und dem Kampf zu ihrer Verwirklichung geht eine ungeheure Faszination aus. Dies zur Hauptsache aus vier Gründen:

1. Der Wille zur Schaffung eines neuen Menschen und einer neuen Gesellschaft erfüllt die beteiligte Jugend mit einem *messianischen Sendungsbewusstsein*.
2. Der Kampf für eine Utopie befreit aus der Lähmung zur *Aktivität*, aus Lethargie und Resignation zur Tat. Dass jetzt und hier neu angefangen werden soll, kommt dem Ungestüm der Jugend entgegen.
3. Die kompromisslose *Radikalität*, die Aggressivität, mit der vorgegangen werden soll, erhöhen die Gefährlichkeit und damit den Reiz des Unternehmens.
4. Der Kampf für eine Utopie erlöst aus der Einsamkeit zur *Geborgenheit im Gruppenkollektiv*. Der Halt- und Ratlose wird von einer Dynamik erfasst, die seinem Leben Inhalt und Richtung gibt.

Die ganze Bewegung beruft sich emphatisch auf weltweite Gemeinsamkeiten. In ihrem revolutionären Bewusstsein fühlen sich die jungen Aktivisten eins mit der Dritten Welt. Ihre Idole beschaffen sie sich dementprechend bei den chinesischen und südamerikanischen Kommunisten. Ihre Taktik übernehmen sie von den Partisanen- und Guerillagruppen.

Zweifellos entspricht der Kampf um radikale utopische Ziele der psychischen Konstitution der Jugend besser als die Regelung von Bestehendem. Und die jungen Gruppenlehrer, die mit prophetisch-verschwörerischer Begeisterung diese Utopien verkünden, wissen diese Konstitution auszunützen. Funktioniert man die latenten Energien des Generationenkonflikts ins Politische um, dann gelingt es, dem einzelnen ein Gefühl von Wichtigkeit einzuflößen, das er gegenüber den bestehenden Institutionen nicht haben kann. Ihre psychische Konstitution zu reflektieren hat die Jugend, gerade aus ihrer Konstitution heraus, kein Bedürfnis.

Zu prüfen ist indes nicht nur das Klima, in dem radikale Utopien gedeihen, sondern auch der Inhalt der Utopien. Es fragt sich, ob die staaten- und klassenlose Gesellschaft überhaupt zu verwirklichen sei. Abschaffung der Herrschaftsverhältnisse: das bedeutet, wenn ich einige dieser Utopien recht verstehe, die Wiederherstellung eines vorindustriellen oder gar vorgeschichtlichen, eines archaischen Zustands. Ob es diesen Urzustand tatsächlich je gegeben hat, wissen wir nicht. Die oft erwähnte Urchristengemeinde war patriarchalisch. Sowohl das Goldene Zeitalter wie das Paradies sind Mythen und damit metahistorisch. Die Schaffung einer herrschaftslosen Ordnung würde die (innergeschichtliche) Verwirklichung eines Mythos bedeuten. Das aber ist in der bisherigen Geschichte nie gelungen. Soweit wir auch zurückblicken: Revolutionen haben bisher wohl eine *Änderung* der Herrschaftsverhältnisse bewirkt, nicht aber deren *Abschaffung*. Was mit utopischen Verheissungen begann, hat allemal mit der Machtübernahme geendet. Alle Menschheitsverbrüderungen haben immer nur zu neuen Vätern geführt. Das wissen jene Gruppen von Jugendlichen genau, die nicht irgendwelchen romantisch-anarchistischen Utopien nachhängen, sondern ihren «Heiligen Krieg» im Namen von Marx und Lenin führen und vor einiger Zeit den «langen Marsch» in die Institutionen angetreten haben.

«Mehr Gewissen gegenüber der Gemeinschaft»

Zunächst ist zu prüfen, was den bestehenden Installationen und Institutionen – der Wirtschaft, der Verwaltung, der Armee, der Schule und der Familie – im einzelnen vorgeworfen wird, und mit welchem Recht. Man hält ihnen vor, sie alle seien auf das Leistungsprinzip ausgerichtet, hätten einen hierarchischen Aufbau und dienten letztlich dazu, autoritäre Strukturen zu konservieren. Sie bildeten einen einzigen grossen politisch-sozialen Unterdrückungsapparat, sie seien repressiv.

Diese oft gehörten Schlagwörter und der ganze pseudowissenschaftliche

Jargon, innerhalb dessen sie auftreten, gehen bekanntlich auf die recht komplizierten Theorien der Soziologen Horkheimer, Adorno, Habermas und des Kulturphilosophen Marcuse zurück, die sich ihrerseits auf Marx, Engels und Freud abstützen. Das Verhältnis von Schlagwörtern zu Theorien ist ein Kapitel für sich. Eines steht fest: Wer den Schlagwörtern den Rückhalt nehmen will, muss die Theorien widerlegen, aus denen sie hervorgegangen sind. Das ist bisher nicht, oder wenigstens nicht in überzeugender Weise geschehen. Mit Zitaten aus dem politologischen Schrifttum des 18. und 19. Jahrhunderts ist es heute nicht mehr getan.

Uns liegt hier daran, anhand einiger Stichproben zu untersuchen, ob die Schlagwörter die tatsächlichen Gegebenheiten treffen. Wir gehen dabei von den schweizerischen Verhältnissen aus.

Was die Jungen immer wieder verlangen, ist (ich zitiere aus einem Diskussionsbeitrag) «mehr Gewissen gegenüber der Gemeinschaft». Wenn die *Wirtschaft* allgemein und ungehemmt das ökologische Gleichgewicht der Natur verändere, die Rohstoffe besinnungslos abbaue, Abfälle aller Art produziere, ohne sich um deren Beseitigung auch nur zu kümmern, dann sei diese Forderung nicht erfüllt. Der Vorwurf geht dabei an Produzenten wie an Konsumenten. Unser Staat hat in letzter Zeit zwar verschiedene Male interveniert, ohne jedoch damit auf dem Gebiet der Konjunkturpolitik viel zu erreichen. Immerhin hat die Gesetzgebung über den Umweltschutz Fortschritte gemacht. Es darf also vielleicht festgestellt werden, dass der Staat neben der Wirtschaft eine Potenz zu sein versucht.

Gerade dieser *Staat* wird nun aber auch in Frage gestellt: Er entwickle sich mehr und mehr zu einem anonymen Verwaltungsgiganten, der nicht mehr zum Schutze des einzelnen, sondern höchstens noch zu dessen Unterdrückung diene. Überdimensionierte Verwaltungsapparate sind tatsächlich immer Wasserköpfe. Aber wenn man die Verwaltung klein halten will, darf man nicht gleichzeitig dem Staat immer neue Pflichten aufbürden. Im überorganisierten Wohlfahrtsstaat besteht ein Missverhältnis zwischen produktiven und administrativen Arbeitskräften. Man wird also mit den Forderungen an den Staat zurückhalten müssen, wenn man dessen Apparat nicht noch mehr aufblähen will.

Die *Armee* wird nicht nur ihrer autoritären Struktur wegen angegriffen. Es wird mehr und mehr gefragt, ob es sich denn im Atomzeitalter moralisch, finanziell und militärisch noch rechtfertigen lasse, eine Armee zu haben. Man könnte dem entgegenhalten, dass die Schweizer Armee nur zu Verteidigungszwecken dient, dass sie keine Atomwaffen besitzt und dass ein Abbau unserer Wehrkraft andere Staaten kaum dazu veranlassen würde, das gleiche zu tun. Abgesehen davon, dass wir nach Neutralitätsrecht dazu verpflichtet sind, eine Armee zu unterhalten, sollte man eines nicht über-

sehen: Die Rekrutenschule ist für jeden Schweizer eine einzigartige Gelegenheit, mit Leuten aus allen Ständen und Berufen zusammenzuleben. Wie unser Volk zusammengesetzt ist, merkt er vielleicht zum ersten- und letztendlich in der Rekrutenschule, wo Studenten, Bauern, Arbeiter, Handwerker und Angestellte unter dem Druck aussergewöhnlicher Lebensbedingungen sich viel rascher und besser kennenlernen als bei irgendeiner andern Gelegenheit.

Was heisst Autorität?

Auch der *Schule* wird vorgeworfen, sie sei autoritär. A. S. Neills Schriften, in den zwanziger Jahren entstanden und seit da unbeachtet geblieben, haben 1969, als sie unter dem Schlagworttitel «Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung» erschienen, alle Bestsellerrekorde gebrochen. Die Verhältnisse, unter denen Neill arbeitet – Internat, labile Kinder, ein Lehrer auf vier Schüler, ein entsprechend hohes Schulgeld –, lassen sich auf die Verhältnisse an unseren Tagesschulen nicht ohne weiteres übertragen. Ein Kind, das sich unter normalen Bedingungen entwickelt, wird eher Autorität und Liebe als Recht und Freiheit suchen. Gemeint ist allerdings eine Autorität, die sich auf Intelligenz und Überblick stützt, mit spürbarem Wohlwollen und einer gewissen Freizügigkeit verbunden ist, und nicht jene «Autorität», die innere Unsicherheit mit Machtdemonstrationen verdeckt. Erzieherische Sicherheit ist indessen nur dann möglich, wenn ein gesellschaftlicher *consensus* besteht und der Lehrer sich nicht von vornherein dadurch überfordert sieht, dass die Ziele, auf die er hinarbeitet, durch die gesellschaftliche Praxis laufend negiert werden.

Die *Familie* wird, wie schon von Marx und Engels, so auch heute wieder als Gründung des Besitzes und als Anstalt der Unterdrückung dargestellt. Die Veränderungen, die diese Struktur des Zusammenlebens in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat, sind nicht zu übersehen. Von der 3-Generationen-Familie sind wir zur 1½-Generationen-Familie übergegangen. Die Trennung von Arbeits- und Wohnort, die langen Transportwege, die gestaffelten Arbeits- und Ferienzeiten führen dazu, dass sich die Familienglieder oft über längere Zeit hinweg kaum mehr sehen und zu Hause eigentlich nur noch Kost und Logis haben. Die Kinder suchen deshalb Anschluss bei ihresgleichen, und die Jugendlichen vollziehen diesen Anschluss, indem sie in Kommunen übersiedeln. Die Alternative, die damit geboten wird, besteht im Zusammenleben von Gleichberechtigten und ungefähr Gleichaltrigen. Schwierigkeiten ergeben sich daraus, dass über jede lächerliche Kleinigkeit (Arbeitsverteilung usw.) endlos diskutiert werden

muss und dass es nicht gelingt, den Egoismus des einzelnen genügend abzubauen. Die Verheissung eines freien Sexuallebens mag ein grosser heimlicher Anreiz sein, setzt aber gleichzeitig weitere Konsum- und Besitzerinstinkte frei. Dass die Mitglieder einer Kommune Kinder haben, aber trotzdem oft bindingslos zwischen mehreren Gruppen fluktuieren, führt zu ethischen und rechtlichen Problemen, die bisher nicht gelöst worden sind. Selbst in den von einem grossen Bewährungsethos getragenen Kibbuzim wird gegenwärtig das Gemeinschaftsleben zugunsten des Privatlebens im Kreis der Familie abgebaut.

Für eine realistische Reflexion

Unsere Institutionen sind so gut, wie wir sie machen. Es ist die Aufgabe jedes einzelnen, dafür zu sorgen, dass akzeptable Formen des Zusammenlebens gesichert und, wo nötig, neue gefunden werden. Viele Junge ziehen zwischen Ich und Gesellschaft eine scharfe Trennungslinie. Die Gesellschaft sind aber *wir*, und es bedarf der Anstrengung aller Beteiligten, wenn gangbare Wege gefunden werden sollen.

Wie aber sie finden? Sichere Wege und Ziele gibt es nicht, sowenig wie es abgeschlossene und allgemeinverbindliche Urteile gibt. Es gibt nur das Kontinuum der Reflexion: den Versuch, die Dinge immer aufs neue zu prüfen und sie nach Massgabe der Einsicht zu bewältigen. Da der Mensch zu absoluten Erkenntnissen nicht durchstossen kann, ist dieser Prozess des Erkennens infinit. Das gilt auch für unser Handeln. Ob es nun aus der Reflexion oder dem Reflex hervorgeht, es wird immer nur zu vorläufigen Ergebnissen führen. Wir müssen uns mit Partiallösungen zufrieden geben. Endgültige Lösungen gibt es nicht, weil nicht nur wir, sondern auch die Probleme sich laufend verändern.

Das ist Theorie. Jugendliche aber wollen nicht nur eine theoretische Antwort auf die Frage «Wie soll man da leben?», sie wollen auch konkret wissen, was zu tun ist. Grundlagendiskussionen sind sicher nötig; sie führen aber zu hypothetischen Leerläufen, wenn sie den Kontakt mit dem aktuellen Geschehen verlieren. Welches sind die Aufgaben des Akademikers von morgen? Zwei Arbeitsgebiete stehen seit einiger Zeit im Vordergrund.

Zusammenarbeit für die Zukunft

Beim *Umweltschutz* geht es zunächst um Sofortmassnahmen. Wir brauchen Techniker, die bereit sind, den Kampf mit der «Kehrseite» der Technik

aufzunehmen und Verfahren zu erarbeiten, mit denen man Wasser, Luft und Landschaft schützen kann. Und wir brauchen Juristen, die an der nationalen und internationalen Gesetzgebung mitarbeiten, damit die gewonnenen Erkenntnisse in die Tat umgesetzt werden können. Mit Sofortmassnahmen ist es allerdings nicht getan. Wir werden unsere Einstellung zu Produktion und Konsum grundsätzlich ändern müssen.

Aber auch das genügt nicht. Hauptursache der Umweltgefährdung sind das Bevölkerungswachstum und die wirtschaftliche Expansion. Wollen wir also unsere Umwelt auf die Dauer wirksam schützen, dann müssen wir die ökologischen Hauptprobleme in den Griff bekommen. Das kann nur mit Hilfe eines *Weltinstituts für Ökologie* geschehen. Vielleicht ergäbe sich hier für die Schweiz eine einzigartige Chance: Statt ihre Mittel mit oft zweifelhaftem Erfolg in verschiedene Entwicklungsländer zu pumpen und sie damit zu zersplittern, täte sie gut daran, sie alle auf ein Projekt zu konzentrieren und ein solches Institut für Ökologie zu schaffen. Sie könnte damit nicht nur zur Lösung unserer Zukunftsprobleme beitragen, sondern gleichzeitig sich selbst und ihrer Neutralität eine neue Daseinsberechtigung geben. Wenn wir heute nicht planen und handeln, steht die Menschheit morgen vor ökologischen Katastrophen.

Die Probleme des Umwelt- und des *Menschenschutzes* überschneiden sich, wenn wir an die Bevölkerungszunahme und an die Sicherstellung der Ernährung denken: Es müssen neue Anbaugelände erschlossen und neue Lebensmittel (zum Beispiel das «Algenbrot») erarbeitet werden. Sie überschneiden sich auch bei der Verkehrsplanung, bei der Verbesserung der Arbeits- und Wohnverhältnisse, auf dem Gebiet der Präventivmedizin usw. Ungelöst, noch kaum erkannt ist das Problem der Informationsüberflutung durch die Massenmedien. Sie führt zum Gefühl der «unbewältigten Gegenwart» und damit zu Neurosen oder zur Abstumpfung. Nun kann man die publizistischen Medien nicht generell eindämmen, aber man kann sie verbessern. Fehlentwicklungen zeigen sich sowohl bei den autoritär gesteuerten Massenmedien (Diktaturen in Ost und West) wie bei den liberal geleiteten (USA) und den demokratisch kontrollierten, etwa bei uns in der Schweiz. Reporter und Journalisten gestalten unsere Wirklichkeit. Es ist notgedrungen eine durch Auswahl und Montage verzerrte Wirklichkeit. Aber sie kann mehr oder weniger verzerrt sein. Wir brauchen Informationsmedien, die uns nicht einfach im Namen der Denk- und Redefreiheit mit Aktualitäten und aufgeschnappten Meinungen überschütten und aus der Demokratie das machen, was sie nicht sein kann: das Geschnorre aller gegen alle. Auf eine so gemeinte Denkfreiheit verzichten wir gerne; wir sähen es lieber, wenn man statt ihrer den Denkwang einführt.

Verpflichtung zum Denken: das bedeutet auch, dass man sich nicht einer

Doktrin oder Ideologie anschliesst, die mit dem absoluten Wahrheitsanspruch auftritt, sondern dass man von Mal zu Mal die Mühsal auf sich nimmt, sich eine eigene Meinung zu bilden, dass man den Mut hat, sie zu vertreten und dass man darüber hinaus bereit ist, die Meinung eines andern zu prüfen und sich zu korrigieren, falls er die bessern Erkenntnisse hat.

Überarbeitete Fassung einer Ansprache, die am 25. September 1971 vor den Maturanden des Realgymnasiums Zürich (Rämibühl) gehalten wurde.

GERTRUD WILKER

Gloria Halleluja

Ihr sagt, dass ihr uns sehr gut versteht, sagt ihr, und ihr habt Verständnis, sagt ihr, und wir wissen über euch Bescheid, sagen sie, so wie sie dies und das sagen, und beklagen sich eben doch, dass wir nicht auf sie hören, und ob ich die Sprache verloren habe, haben sie mich gefragt, als ich nichts sagen konnte, weil es mir die Sprache verschlagen hatte, und weil ich ja nie mit dir habe reden können, wie du es dir gewünscht hättest, auch nicht wenn du mich so wie vorhin angesehen hast mit diesem Gesicht, ist es noch besser auf Tonband als überhaupt nie gesagt, denn später hat sie wenigstens das dann zum Abhören.

Liebe Mama habe ich nie mehr zu dir gesagt, und Briefe kommen sowieso nicht in Frage, wie du sie zum Beispiel auf Weihnachten schreibst an eure Verwandten. Überhaupt Briefe, wo man doch das Telefon hat – aber das findest du wieder unverständlich, dass wir lieber telefonieren als zum Beispiel liebe Mama hinschreiben. Und vor einem Tonbandgerät und vor ein paar Tasten, die jeder Idiot bedienen kann, hast du eine Höllenangst, dabei kannst du auf Band jeden Seufzer hören, direkt, dokumentarisch, lebensecht, wenn du weisst, was ich meine, ohne Komma, Strichpunkt und Anführungszeichen, so wie es mir aus dem Mund kommt, direkter geht es gar nicht, verstehst du, direkt ab Quelle und ist das nicht so, wie du es immer gern gehabt hättest zwischen dir und mir?

Anstatt dass du vor meinem Zimmer herumstehst, bevor du ins Bett